

dunkelblauen Rock, dunkelblaue Weste und hellgraues  
Beinkleid . . . ohne eitel zu sein, kann ich wohl be-  
haupten, daß ich sehr gut darin ausfah. Als ich eine  
Stunde dort war, aßen wir recht gut zu Mittag;  
dann wurde auf der vorderen Veranda der Kaffee  
eingenommen. Endlich der geistreichen Unterhaltung  
müde, stehle ich mich davon und frage den Portier,  
ob er nicht eine Angetrübte hat. Er giebt mir eine  
solche und ich beuge mich mit derselben an den Fluß,  
um zu angeln. Unglücklicherweise wollte aber kein  
Fisch anbeißen, und schließlich, des Vergnügens müde  
geworden, lege ich mich auf den Rasen und schlafe ein.

Da werde ich durch die Klänge des Pianinos er-  
weckt, die aus dem Salon zu mir herüber dringen.  
Ich springe auf, trage die Angel zum Portier und  
schließe mich wieder der Gesellschaft an. Eine junge  
Pangelson sang eben mit dem jungen Seidenmüller  
das berühmte Duett aus der „heimlichen Ehe“ . . .  
ist es Ihnen bekannt? . . . nicht? . . . ich dachte. In-  
dem ich mit der größten Andacht zuhöre, fühle ich  
plötzlich ein höchst fatales Kitzeln und Kratzen auf  
meinem linken Bein . . . es war mir ohne Zweifel  
ein Insekt angelockt, das meinen vertrauensvollen  
Schlaf benutzte, um eine Malice gegen mich auszu-  
üben . . . vielleicht ein verspäteter Maikäfer oder so  
etwas ähnliches. Ich versuche, auf unbefangene Weise  
ihn zu tödten, indem ich, anscheinend den Takt klopf-  
end, mit der flachen Hand dagegenschlage . . . aber  
vergebens . . . das Thier kehrt sich nicht im mindesten  
daran, sondern es kitzelt und kratzt mich nur um so  
empfindlicher.

Der Angstschweiß steht mir bereits auf der Stirn  
und ich sehe mich außer Stande, noch länger auszuhalten.  
Vielleicht ist das Ding gar giftig und ich muß unter  
seinem Stich elendiglich mein Leben blühen. Trotz  
meiner furchtbaren inneren Erregung behalte ich noch  
einige Minuten meine äußere Fassung; dann erhebe  
ich mich von meinem Stuhl und mache Miene, das  
Zimmer zu verlassen. Man will mich fragen, was  
mir ist, aber ich mache ein abwehrendes Zeichen mit  
der Hand, um anzudeuten, daß man ungestört bleiben  
möge, weshalb ich auch ohne weitere Anfechtung die  
Thür erreiche. Kaum habe ich dieselbe hinter mir,  
als Todesangst und Verzweiflung über mich kommen.  
Wie ein angeschossener Eber rase ich die Treppen  
hinauf und öffne die erste beste Thür.

Mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit streife ich  
das fragliche Kleidungsstück ab, halte es aus dem  
Fenster und schüttele aus Leibeskräften. Ich sehe einen  
kleinen dunklen Gegenstand herausfliegen und in's  
Wasser fallen. Sogleich taucht ein Fisch empor und  
schnappt ihn auf. Der Anblick des prachtvollen Hech-  
tes erregt mich dermaßen, daß ich mein fragliches  
Kleidungsstück loslasse, das nun ebenfalls in die Spree  
fällt. Leicht und grazios schwimmt es auf ihrem  
Rücken dahin, bis es bei einer Biegung verschwindet.

„Welche Situation! Himmlischer Vater! Wenn  
man heraufkäme und mich suchte! — Ich reiße alle  
Spinden auf, in der Hoffnung, etwas ähnliches zu  
finden . . . nichts, nichts . . . nur Kleidungsstücke  
für das schönere Geschlecht.“

Während dessen ist das Duett aus der „heimlichen  
Ehe“ beendet und ich höre richtig die Treppe herauf-  
kommen. „Wo kann er denn nur geblieben sein?“  
vernehme ich männliche und weibliche Stimmen durch-  
einander . . . sie sind jetzt bereits auf dem oberen  
Flur . . . wenn man hier hereinkommt, ich müßte  
sterben vor Verlegenheit! Wo mich also verbergen?  
In einem der Spinden . . . das geht nicht, sie sind  
zu niedrig, auch scheint mir der Boden zu schwach,  
um mich zu tragen . . . ah! Da steht ja ein Bett!  
. . . Mit einem Sprunge bin ich hinein und ziehe  
mir die Decke bis ans Kinn hinauf.

Im nächsten Moment öffnet sich die Thür und  
Frau Pfeifer ist die erste, die eintritt.

„Himmel! Was ist Ihnen? — Sie erschrecken  
uns . . . sprechen Sie doch!“ ruft sie mit allen Zei-  
chen des Schreckens und der Angst.

„Nehmen Sie es nicht übel, gnädige Frau, . . .“  
entgegnete ich matt und tonlos, „aber ich bin furcht-  
bar krank!“

„Furchtbar krank?“ wiederholt die Dame des  
Hauses. „Ich werde sofort zum Arzt schicken!“

Dann ruft sie eine alte Magd herauf, die bei  
mir wachen soll und die Gesellschaft entfernt sich  
wieder.

Nach einer qualvollen halben Stunde erscheint  
der Doktor und ich finde glücklicherweise in ihm einen  
Bekanntan.

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen und schicken  
Sie das alte Frauenzimmer weg,“ flüstere ich ihm  
zu, während er mir den Puls fühlt und die Zunge  
besieht.

Als ich mit ihm allein bin, erzähle ich ihm die  
ganze klägliche Geschichte.

„Schaffen Sie mir um Alles in der Welt das  
fragliche Kleidungsstück!“ flehe ich im rührendsten  
Tone.

„Sm, hm!“ macht er, „borgen Sie sich doch eines  
vom Wirth.“

„Wo denken Sie denn hin? Der ist ja nur halb  
so groß wie ich!“

„Warten Sie . . . in einer kleinen halben Stunde  
bin ich wieder hier!“

Damit hat er auch schon den Hut in der Hand  
und ist verschwunden.

Auf dem Flur höre ich die theilnehmende Frau  
Pfeifer fragen, wie es mir ginge.

„Schlimm . . . sehr schlimm, meine Gnädige  
. . . es darf kein Mensch zu ihm.“

In einer halben Stunde ist er richtig wieder da.  
„Mein Gott! Das soll er alles einnehmen, was  
Sie in dem großen Paket haben?“ höre ich aber-  
mals die Stimme der guten Pfeifer auf dem Flur.

Der Arzt versichert ihr, daß es nur zum außer-  
lichen Gebrauch sei.

Im nächsten Moment steht der Doktor neben  
meinem Bett und wickelt das fragliche Kleidungsstück  
aus einem Leinwandüberzug, den er unter dem Arm  
trug.

„Da!“ sagte er mit athemloser Stimme. „Da!  
Jetzt stehen sie schnell auf und kleiden Sie sich an!“

Ich thue es und verfinke in den fraglichen Gegen-  
stand bis zu den Schultern hinauf.

„Stechnadeln!“ rufe ich. „Geben Sie mir einige  
Stechnadeln . . . sie sind mir ja viel zu weit!“

Nach vielem Suchen findet der menschenfreundliche  
Arzt drei Haarnadeln, mit deren Hilfe eine noth-  
dürftige Befestigung gelingt; aber weit sind sie mir  
immer noch zum Erschrecken.

Als ich so mit unbefangener Miene wieder zu  
den Gästen herunter kam, erhoben sich Stimmen der  
rückhaltlosesten Verwunderung.

Wie? — Schon wieder gesund? — Das ist ja  
schnell gegangen! — Unser Doktor hat eine Wunder-  
kur gemacht! — und was der Redensarten noch mehr  
waren.

„Lange hat die Krankheit freilich nicht gebauert,“  
meint der alte Seidenmüller, „aber sie muß sehr  
heftig gewesen sein, denn Sie sind in der einen Stunde  
auffallend mager geworden.“

„Hatten Sie aber nicht vorher helle Beinkleider?“  
fragte Papa Wehltheuer, „und jetzt sind sie schwarz?“

„Sie leiden an Farbenblindheit, mein Guter,“  
antwortete statt meiner der Arzt, „das ist das schönste  
Hellgrau, daß Sie sich denken können!“

„Das liegt wohl auch an der verschiedenen Be-  
leuchtung,“ meinte ein anderer; vorher fiel das Son-  
nenlicht schärfer darauf.“

„Endlich beruhigt man sich und nachdem das  
Souper eingenommen ist, nimmt man Abschied und  
geht auseinander.“

Als ich bei dem Portier vorübergehe, greife ich  
in die Tasche, um ihm ein Trinkgeld zu geben, dafür,  
daß er mir seine Angel geliehen, aber welch' tiefe  
Verwunderung, als ich mit der leeren Hand wieder zum  
Vorschein komme.

„Ich nicke ihm daher nur freundlich zu und er  
lächelt ironisch.“

„Mein Portemonnaie war natürlich in den an-  
deren . . . fraglichen geblieben.“

„Was sagen Sie jetzt zu der Geschichte?“ schloß  
mein Besuch seine Erzählung.

„Aha,“ entgegnete ich . . . „das, was man ge-  
funden hat, war also . . .“

Nun natürlich . . . hören Sie doch nur die Notiz  
zu Ende: „In Moabit ist man soeben einem Ver-  
brechen oder Selbstmord auf die Spur gekommen,  
dessen vollständige Durchdringung nicht unerhebliche  
Schwierigkeiten verursachen dürfte, da man von dem  
unglücklichen Opfer nichts gefunden hat, als . . . (na ja)  
. . . Wenn man ein Verbrechen annehmen will, kann  
es nicht aus Raubsucht verübt worden sein, da man  
in einer Tasche des . . . (na ja) . . . ein Portemon-  
naie mit fast hundert Mark fand, es muß deshalb  
mehr auf einen Selbstmord oder auf einen Akt der  
Rache geschlossen werden.“

„Nun habe ich es allerdings verstanden,“ entgeg-  
nete ich ihm.

„Das freut mich. Morgen früh fahre ich nach  
Moabit und melde mich als Eigentümer.“

„Wollen sie es nicht heute Abend schon thun?“  
schlug ich ihm vor.

Er schien mich aber seinerseits nicht verstanden  
zu haben, denn er blies noch, bis er die ganzen Be-  
lagen durchgesehen hatte und erst dann befreite er  
mich von seiner angenehmen Gegenwart.

### Bermischte Nachrichten.

— Ueber den Biß der Kreuzotter war im  
„Berl. Tagebl.“ als Gegengift Rum empfohlen wor-  
den. Die Redaction hatte dies durch ein beigelegtes  
Fragezeichen bezweifelt. Nun aber ist ihr von kompeten-  
ter Seite die Sache bestätigt worden und folgende  
Auseinanderfetzungen, die für alle Waldbesucher nützlich  
sein können, folgten dieser Bestätigung. „Was  
soll man im ersten Augenblicke thun, wenn man  
mitten im Walde durch einen Schlangeniß verletzt  
wird. Die Spur, welche der Zahn einer Kreuzotter  
zurückläßt, ist nicht viel größer als die eines Nadel-  
stiches, an ein Ausaugen ist nicht zu denken. Ein  
sofortiges Ausbrennen, vielleicht mit der Cigarre, hat  
auch keinen Zweck, weil das Gift zu rasch in das  
Blut tritt und das lokale Ausbrennen daher nichts  
hilft. Der Arzt, der nach einem Schlangeniß zu  
Rathe gezogen wird, kann eben nichts Anderes ver-  
ordnen, als den Genuß alkoholhaltiger Getränke, da

diese die furchtbaren Wirkungen des Schlangengiftes  
aufheben. Wenn jener Student (der von der Kreuz-  
otter gebissen war) keine Besserung nach dem Genuß  
des Rums verspürte, so lag dies wahrscheinlich daran,  
daß er denselben wohl nur in ungenügender Menge  
nahm. Man muß aber in solchem Falle tüchtig  
trinken und sei es selbst bis zur Bewußtlosigkeit.  
Auf einen tüchtigen Rausch kann es nicht ankommen,  
wo es sich um das Leben handelt. Daß die Wirk-  
ung eine sichere ist, wird Ihnen jeder Praktikus be-  
stätigen. Einer derjenigen Leute, der wohl am meisten  
von allen Menschen von Kreuzottern gebissen wurde,  
ist der „Naturforscher“ L., welcher den größten Theil  
seines Lebens im Walde verbringt und u. A. für das  
hiefige Aquarium die verschiedenen Pflanzen und auch  
Schlangen einheimischer Arten liefert. L. macht sich  
gar nichts aus dem Biß einer Kreuzotter, im Gegen-  
theil, hat er doch dadurch Veranlassung und Berechti-  
gung, einige Tage „im Thran“ zu sein. Ein Ottern-  
biß hat ihm noch nie geschadet, die unmittelbare  
Umgebung des Bisses schwillt wohl an, aber die Ge-  
schwulst schreitet nicht fort und Lähmungen treten nicht  
ein. — Wer also jetzt eine Waldpartie macht und  
eine Begegnung mit Schlangen fürchtet, der nehme  
sich eine gehörige Quantität Rum mit. Selbst die  
liebende Gattin wird gegen die Mitführung dieses  
Getränkes nichts einzuwenden haben, wenn man ihr  
klar macht, daß es sich eventuell um das Leben handeln  
kann. Wohl gemerkt: der Rum ist jedoch wirkungslos,  
wenn man ihn schon vorher sich zu Gemüthe führt.“

— Wie seltsam der Zufall spielt. Ein  
Wiedersehen nach 55 Jahren feierten jüngst in Char-  
lottenburg zwei hochbetagte Brüder, von denen ein  
jeder den andern seit einem halben Jahrhundert für  
tobt gehalten hatte. Beide hatten einst das Schuh-  
macherhandwerk erlernt und waren 1827 auf die  
Wanderschaft gegangen. In Sachsen trennten sie  
sich; der ältere, Leopold, zog nach Wien, der jüngere  
August, wanderte nach Süddeutschland. Leopold hatte  
sich in den 30er Jahren in Elbing niedergelassen,  
nahm eine Frau und mehrte seine weltliche Habe,  
durch Glück begünstigt, derart, daß er seine Kinder  
trefflich erziehen lassen konnte. Gegenwärtig studirt  
ein Sohn in Berlin Medizin; diesen und die Kaiser-  
stadt zu besuchen, erschien jüngst der Greis, der sich  
lebhaft für die veränderte Physiognomie der Stadt  
interessirte. Am Sonnabend gingen Vater und Sohn  
Unter den Linden, wobei der erstere erwähnte, daß  
er und sein Bruder August vor nunmehr 55 Jahren  
dieselbe Straße gegangen, als sie in die Welt zogen.  
Fast gleichzeitig stocste sein Fuß und erschrocken rief  
er, einen Entgegenkommenden anstarrend: „Mein  
Gott, so sah ja August aus, als wir uns anno 1827  
trennten!“ Und schnell sich ermannend, eilte er dem  
Jüngling nach und bestürmte ihn mit Fragen: Wie  
heißt Du? wer ist Ihr Vater und was treibt er?  
Wald war es klar, daß es ein Sohn des tobtge-  
glaubten Bruders August sei, der in Charlottenburg  
wohnt. Eilig begab man sich anstatt in den Zoolog-  
ischen Garten, wie bis dahin beabsichtigt, in die Wohn-  
ung des Wiedergefundenen, wo Jubel und Freude  
einklang, als man sich wieder erkannte.

— Um das Alter der Eier zu erkennen,  
löst man 145 Gramm (circa 1/4 Pfund) Kochsalz in  
einem Liter Wasser auf und taucht das Ei hinein.  
Ist es einen Tag alt, so fällt es zu Boden, ist es  
älter, so erreicht es den Boden nicht; ist es drei Tage  
alt, so schwimmt es unter dem Wasserspiegel; ist es  
älter als fünf Tage, so kommt es an die Oberfläche  
und hebt sich um so höher heraus, je älter es ist.  
Diese Proceßur wird in Paris bei allen Verkäufer-  
innen von Eiern in den Kellern der „Hallen“ beim  
Lichte der Lampe in Gegenwart obrigkeitlich beieideter  
Beamten vorgenommen. Die Eier sind frisch, wenn  
sie ein oder zwei Tage alt sind, im Sommer, und  
ein bis sechs Tage im Winter. Da die Eierschale  
porös ist, so verdunstet der Inhalt und das Ei ist  
weniger voll. Wenn das Ei alt ist, so fällt das  
Gelbe sehr tief.

— Ein „probates und zuverlässiges Mit-  
tel“ gegen hartnäckigen Rheumatismus im  
Kniegelenk: Flüchtig Vinement, Weingeist, Wach-  
holderöl, von jedem gleichviel, zusammen für 60 Pf.  
Mit dieser Mischung das Knie eingerieben, täglich  
2 mal, mit flachen Händen so lange eingerieben, bis  
die Haut trocken und sehr warm wird. Schreiber die-  
ses mußte sich beim Gehen einer Krücke bedienen, kann  
aber jetzt als Achtundsechziger wieder laufen wie ein  
Jüngling.

— Rüdesheim, 20. Juni. In der Nacht vom  
14. zum 15. Juni sind auf dem hiesigen Bahnhofe  
7 Weichen von unbefugter Hand unrichtig gestellt  
worden. Bei der Gemeingefährlichkeit dieser straf-  
baren Handlung ersucht der erste Staatsanwalt in  
Wiesbaden jeden, der zur Entdeckung des Thäters  
etwas beizutragen vermag, ihm sofort Mittheilung  
zu machen.

— Geistesgegenwart. Ein Infanterist wan-  
dert in frühesten Morgenstunden seinem Quartier zu.  
Wenige Schritte davor begegnet er einer Patrouille.  
Der führende Offizier fragt den Infanteristen, ob er  
auch Nachurlaub habe. Dieser bejaht die Frage und  
zeigt pflichtschuldigst die Urlaubskarte vor. Der Offi-